

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338847](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338847)

ließ treffliche Lehrer in allen Zweigen des Wissens heranbilden. Mitten unter den Verwüstungen des Schwedenkrieges flüchteten sich die Wissenschaften in die Einsamkeit St. Blasians. Abt Franz I. führte das Studium der orientalischen Sprachen ein, Abt Martin I. trug viel zur Errichtung der Universität Salzburg bei, und der St. Blasianische Mönch Martin Steinegg hatte wesentlich mitgewirkt bei der Erbauung des dortigen Konvikts. Freiburg i. Br. verdankt dem St. Blasianischen Abte Bender sein Gymnasium und die Universität tüchtige Lehrer der Rechte, der Geschichte, der Schönen Wissenschaften und der orientalischen Sprachen. Viele, viele Namen trefflicher Männer der Wissenschaft wären noch zu nennen. All diese nahmen von der Ewigkeit herüber am Feste freudigen Anteil.

Unter den Mönchen St. Blasians sind nicht wenige, die als Selige verehrt werden. Viele glänzten als Muster christlicher Vollkommenheit. Unter den 45 Abten bis auf Martin Gerbert, den Erbauer der neuen Kirche, war kein einziger Nietling, kein Unnützer, kein Schlechter; im Verlauf so vieler Jahrhunderte kein einziger Fremder, sondern alle aus dem eigenen Kloster. Zur Zeit der verhängnisvollen Glaubenspaltung, als die Verwüstung in so manches Heiligthum einzog und blutende Wunden schlug, blieben in St. Blasien alle treu und fest. Elf Jahre mußte an der Wiederherstellung der zum Teil zerstörten Klostergebäude gearbeitet werden. Viele Mönche waren auswärts. Alle kehrten zu neuem Klosterleben zurück. Am Ehrenplatz, um den Choraltafel und im Chor der Mönche, hätte ein übernatürlich vergeistigtes Auge die strahlenden Seelen dieser vorzüglichen Gottesmänner gesehen. Die ersten St. Blasianer, die Brüder an der Alb, werden in der geschichtlichen Überlieferung gelobt als Einsiedler von ernster Strenge gegen sich selbst und von mildem Seeleneifer für die noch vielfach mit heidnischen Gewohnheiten behafteten Bewohner. Die Abte Beringer und Reiginbert wurden als Selige verehrt. Im Mittel-

alter sehen wir Grafen und Ritter, die in St. Blasien Aufnahme gefunden haben, in vergnügter Bußgesinnung die niedrigsten Dienste in Küche, Mühle und Stall verrichteten. Nach St. Blasien ziehen sich aus der Welt zurück die Grafen von Freickingen und Riburg, Ritter von Eßlingen, Bochingen, Sulz, Eusenberg, Westersheim und Kaltenbach. Marquard von Eßlingen, der in den zeitgenössischen Berichten „venerabilis“ (ehrwürdig) genannt wird, bittet den Prior noch beim Sterben, er möge ihm eine besondere Buße auferlegen. Udalricus von Eusenberg wohnte auf sein besonderes Verlangen in einer ganz kleinen Zelle. Udalricus von Sulz, der eine Hand verloren hatte, machte Ofenholz und verrichtete die gewöhnlichsten Dienste in der Klosterküche. Luitoldus von Bochingen züchtigte seinen Leib wie der Apostel und trug oft ein besonderes Bußkleid. Mehrere St. Blasianische Mönche, die in andere Klöster geschickt wurden, werden dort als Selige verehrt: Adelhelm und Frowin in Engelberg, Dietrich in Donauwörth, Werner in Wiblingen, Berthold in Garsten, Luitfried zu Muri. Es wären noch zu erwähnen die Namen all der seeleneifrigen Mönche, die in schwerer Zeit die Irrelehren und die Verhezung zum Abfall des Wiedertäufers Münzer und des Bilderstürmers Hubmaier vom Volke energisch abwehrten, in 40 Pfarreien und Filialen von Jahrhundert zu Jahrhundert mustergültig die Seelsorge versahen und in Todtmoos die Marienverehrung, welche Eigmair einst als besonderes Erbgut von Rheinau ins Albthal gebracht hatte, zur Erhaltung des katholischen Glaubens hegten und pfl egten. Diese seeleneifrigen Hirten, bis zurück in die tiefste Vergangenheit, an ihrer Spitze die bekannten Freunde und Gönner St. Blasians, die heiligen Bischöfe Konrad und Gebhard, nahmen voll freudigen Dankes am großen Kirchweihfeste teil. Mögen all diese Gottesmänner aus der seligen Ewigkeit herüber ihre Hände betend und segnend halten über die neue Klosterschule, den lieben Schwarzwald und das ganze teure deutsche Vaterland.

Unterwegs

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd' genommen,
Doch weiß ich fest: daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nie vergißt.

(Just. Kernert)

Untergehn und nicht vergehn
Ist der Sonnen Eigenschaft.
Durch des Schöpfers Will' und Kraft
Strebt der Mensch zum Auferstehn.

(Siedt. v. Logau)

Laß nur die Wetter wogen! Wohl übers dunkle Land
Zieht einen Regenbogen barmherzig Gottes Hand.
Auf dieser schönen Brücke, wenn alles wüßt und bleich,
Sehn über Not und Glücke wir in das Himmelreich.

(J. Freih. v. Eichendorff)

Vor- und rückwärts sollst du späh'n,
Seele, über deine Zeit,
Wo die Quell und Mündung stehn,
Dunkelheit und Ewigkeit.

(F. A. Ginzkey)

Wenn du des Daseins Kranz zu erwerben,
Wenn du dich selbst zu vollenden begehrt,
Leb', als müßtest du morgen sterben,
Streb', als ob du unsterblich wärst.

(E. Seibel)

Die frierende Seele

Erzählung von Anton Gabel

Christian will Brot und Fleisch eben in den Schürzenlaß schieben, da sagt der Herr, der Gündelfinger: „Willst sie noch mal sehen, Christian, zum letzten Mal?“ Und ohne auf die Antwort zu warten, geht er durch die Stube, voraus in den dunklen Gang und wartet vor der Kammer. Christian legt sein Pfeiflein an den Boden, zieht auch die Schürze aus und läßt sie vor der Türe. Und der Herr öffnet, ganz leise, als fürchte er, die Tote zu stören. Die Fenster sind verhangen. Zwei Kerzen lassen ihr Licht über Bett und Leintuch rieseln, unregelmäßige Schatten abgrenzend. Nun hebt der Herr sachte das Leintuch zurück. Da liegt sie, braun vom Sommer, im weißen Kleidchen, und hält eine blasse Aßter in den verkrampften Fingern. Viel größer scheint sie als im Leben, fast schon ein Jungfräulein. Der Vater streichelt über ihre schwarzen Haare, die das schmale Gesicht entlang bis auf die Schultern kräuseln. Und er beugt sich tief zu ihr hinab, als wolle er sich ihr Bild und Wesen für ewig einprägen: Die Lippen, immer noch neugierig offen, die weißen Zähne dazwischen, Kinn und Stirne, die sanft gewölbten Brauen und das lieblichste, diese Wimpern, die gleich einer Girlande schwarzer, duftiger Seidenfransen von der Nase zu den Schläfen schwingen. Er neigt sich zu ihr, als wolle er noch eine Regung des Lebens erlauschen. Da berührt seine Wange die Tote. Er stöhnt, schluchzt und sinkt am Bett nieder: „So kalt, so kalt!“

Aber Christian schleicht hinaus, nimmt sein Pfeifchen, die Schürze und drinnen in der Stube das Vesperbrot für die Nacht und schlürft die Wiese hinab zu seiner Ziegelhütte.

Ja, hart ist's schon. Es war ein lieb Kind, die Marie. Vor ner Woche hat sie noch im Baum gefessen und gelacht. Und heut schon tot. „Da war sie kalt und nicht mehr warm“, wie man's im Lied singt. Auch zum reichen Gündelfinger kommt der Tod, und mit all seinen Häusern und Pferden, mit Wald und Acker, und wenn er noch viel mehr hätte, kann er sein lieb Kind nit loskaufen und muß hinsinken und weinen. Aber wenn der Ziegler ne Mark Stücklohn fürs Tausend Steine mehr haben will, da macht der Herr Gündelfinger die Brust hart, da weint er nicht. Ja, so ist's halt. Und 's gibt ne kalte Nacht heut, Frost und Reif. 's ist grad ein Glück, daß der letzte Ziegel fest im Ofen sitzt. Sonst zerbröckelte einem die Kälte all die gute Arbeit wieder, und der Ziegler hätte Wochen umsonst geschafft. Man wird's Feuer vertragen, heut Nacht. Den Zigeunern da oben an der Halde wird's nit zu heiß werden, schätz wohl.

Der Ziegler klopft am Küchensfenster, sein Weib solle nicht vergessen, das Schloß an den

Hühnerstall zu legen; unterm Birnbaum droben übernachteten Zigeuner, und die könnten vielleicht Lust haben und nachgucken, ob im Schuppen nicht ein Gockel sitze und in ihren Zigeunertopf passe. „Gut Nacht, Elis“, und um fünf weckst dann den Josef zum Ablösen.“ Christian steigt die Stufen zum Heizraum hinab. Die drei Schürllöcher sind halb zugemauert, der Brand hat Vollfeuer. Hinten in der Ecke ist die Pritsche. Christian legt Brot und Speck dort ab, stellt den Krug mit Apfeltwein daneben und geht wieder hinaus. Es wird am besten sein, er stopft die beiden Lücken voll mit Holz bis unters Dach. Dann hat der Wind keinen Einlaß, es bleibt warm drinnen, und das Holz braucht er ja doch, heut nacht und morgen noch den ganzen Tag bis um sechs, bis der Brand gar ist. Er nimmt die Schubkarre, fährt die Scheite heran und sichtet sie in die zwei Öffnungen.

Dertweil ist's Nacht geworden. Christian bleibt eine Weile stehen. Der Mond rückt hinter den Lannen hervor. Leise gluckert der Bach hinter den Weiden. Im Wiesengrund knarst der Nebel. Das Feuer im Ziegelofen knastert und schnalzt. Sonst ist's ringsum still. Schwarz gegen den eisgrünen Abend ragt der hohe Giebel des Gündelfinger Hauses. Und kalt ist die Luft, winterlich.

Christian steckt den Pflock in die Türe, daß niemand von außen öffnen kann, kauft dann auf den Strohsack, isst und trinkt. Das Fleisch war in eine Zeitung gewickelt. Aber dem Kauen lesen die müßigen Augen da und dort ein Sätzchen und treffen so etwas Seltsames. Man kann es schwer lesen auf dem fettigen Grund. Es wird da von etwas erzählt, das, allem nach, eine arme Seele ist, wie man das so nennt. Die laufe oder schwebe herum, ruhelos und friierend um die warmen Häuser der Lebendigen, und müsse am Heckenzaun, am Waldrand nächtigen, wenn man ihr nicht ein Riegelchen am Fenster offen lasse, daß sie an den warmen Herd schlupfen könne. Weiß Gott, was doch nicht alles gesagt und gedruckt wird. Christian zündet die Pfeife an, lehnt sich zurück und starrt gegen die vom Feuerschein überzuckten Dachsparren. Was hat der Gündelfinger doch so seltsam geschrien, wie er da an den kalten Tod rührte. Warum man nur soviel um dies Leben gibt, und 's ist doch nur ein Schinden und Plagen in Lehm und Letten.

Das Feuer schnalzt und knallt. Doch Christian hört dennoch die Stille, die draußen ums Haus steht. Und einmal meint er, was schleichen zu hören, außen am Holz vorbeistreichen. Er springt auf und lauscht und späht lange durch einen Spalt zwischen den aufgebauten Scheiten. Er kann nichts finden. Der Mond ist im Bach

gespiegelt, in lange, gelbe Strähnen zerflossen. Und der Wind spielt durch die Blätter der Weiden.

Christian legt Holz nach und kehrt auf den Strohsack zurück. Lang wird er ja nicht schlafen dürfen. Der Ofen hat Vollfeuer, und das frist. Aber so ein halbes Stündlein könnte gut tun. Er schließt die Augen. Wie das Feuer faucht, durch all die vielen tausend Spalten und Engen zwischen den Steinen des haushohen Ofens leckend, empor und hinaus in Kälte und Nacht begehrt. Manchmal ist dies Fauchen wie ein Sturm im Walde, wenn die Äste wider einander wedeln. Und Christian blinzelt gegen das Feuer hin. Wie? Träumt er? Da ist jemand, ein Kind, vor dem Schürloch, ein Mädchen im weißen Hemd. Die schwarzen Haare kräuseln um die Stirn und auf die Brust nieder. Wie ist das hereingekommen? Der Pflock, ja, er steckt noch über der Klinke im Holz. Reglos harret das Kind vor dem Feuer, hält beide Hände in Höhe der Brust, die innere Fläche gegen die Glut gekehrt; wie frierende Kinder gern tun, um die anwellige Wärme recht aufzufangen. Die Augen fast geschlossen, die feingezackten Wimpern, halbgeöffneten Lippen und hellen Zähne darin . . . plötzlich zuckt es Christian wie ein Stich durch die Brust: eine arme, heimlose Seele, das tote Kind des Gundelfingers. Er wagt kaum zu atmen, drückt die Augen zu und hebt langsam die Lider, immer hoffend, der Spul müsse vergehen. Und immer ist das Kind noch da, und ist desto traumhafter, je länger er es anstarrt. Die Hände sind durchleuchtend wie rotes Glas. Ein milder Schimmer umgibt die Haare. Das ganze Wesen scheint wie zu schweben. Manchmal ist es Freude, manchmal Schmerz, die über das braune Gesicht spielen; vielleicht aber immer nur der Widerschein der Flammen, die ein Leben vortäuschen.

Indessen ist das Feuer im Ofen niedergesunken, der Schein an den Dachsparren oben wird dunkler. Man wird nachlegen müssen, sonst verdirbt der Brand, und vier Wochen Arbeit sind umsonst gewesen. Christian hebt den Oberkörper. Das Stroh knistert. Das Kind ist fort, blitzschnell in den Winkel bei der Tür hinter die alten Kleider, die dort hängen.

Christian reißt ein Scheit aus dem Stapel und stößt es in den Ofen. Zehnmal geht er an jenen

Kleidern im Winkel vorbei, aber hält nicht an, blickt nicht hin, tut, als sei er ganz allein und ohne Argwohn. Dann kehrt er auf sein Lager zurück und schließt die Augen, soweit, daß er eben noch alles beobachten kann. Lange bleibt's still. Und unversehens, er weiß nicht wie und hat keinen Schritt gehört, ist das Kind wieder beim Feuer jetzt viel munterer. Als hätte die Glut es aufgetaut. Es hebt Späne und Halme auf den Randstein und schiebt sie vor. Das Feuer krümmt und saugt sie ein. Dabei summt das Kind mit hellem, leisen Stimmlein. Wie eine Biene summt es, daß einem wohl und heimelig dabei wird.

Wieder sind die Scheite in die Asche geknickt, muß Christian aufstehen und schüren, das Kind aber in sein Versteck entrinnen, und kann nach einer Weile wieder vorschlüpfen. Es bleibt nicht mehr am Feuer, ist noch wendiger geworden und neugierig durch den Raum; zupft Gerstenangeln aus dem Verpus, bröckelt morsches Holz ab und schwebt lautlos her und hin, zuletzt auch zum Bett im Winkel. Da preßt Christian die Augen zu. Er fühlt es dennoch, wie nun ein kleiner Finger tastet, ans Stroh, die Nägel der Schuhe, den Armel und jetzt an die Wange. D . . . so kalt, so kalt! Ein Haus voll Feuer hat dies Fingerlein nicht wärmen können. Wie hat der Gundelfinger geschrien, der harte Herr! Und jetzt könnt auch der Christian mit ihm knien und weinen. Das also ist der Tod, und der ist für alle. Und er weiß nicht, wie es geschieht, auf einmal sieht Christian durch die geschlossenen Lider hindurch das Gesicht des Kindes: fremd und starr, vornehm und weise. Auch das Kind



Da liegt sie, braun vom Sommer, im weißen Kleidchen . . .

hat plötzlich Augen, ohne daß es die Lider hebt. Wie in der Dämmerung aus dem Lannendickicht starren diese Augen nieder und sind von winzigen Funken überzuckt. Sie wachsen und werden eines, ein schwindlig seliger Abgrund.

Da ist's Morgen. Nebel schwallt durch die Öffnung, wo Christian in der Nacht das Holz wegnahm. Das Kind ist fort, der Pflod nicht mehr eingesteckt. Also war es da und ging durch die Lüre fort. Christian springt die Stiege hinauf und geht ein paar Schritte durchs Gras. Unter den Birnbaum geduckt, hängt noch das graue Zelt Dach des Zigeunerwagens an der Halde. Vielleicht kam es von dort her, ein Zigeunerkind, das sich am Ziegelofen wärmen wollte. Aber dann müßte ja auch seine Spur im bereiften Grase zu finden sein. Dort kommt der Josef, und jeder Schritt läßt eine dunkle Spur hinter sich.

Der Ziegler klopft seinem Jungen auf die Schulter und sagt ihm was. Josef erschrickt erst, er ist noch schlaftrunken; aber dann lacht er, weil der Vater heut morgen schon so gut gelaunt ist, und pfeift und summt ein Lied, derweil er unten am Schürloch hantiert.

Weiß ist der Himmel über den Lannen, und von Nebel und Reif ist weiß auch das Wiesenried. Der Bach gluckt gegen die Weiden. Fern hinter dem Berge herauf zittert ein Glockenton. Und Christian geht ins Haus. Sein Weib kniet vor dem Herd und spaltet Holz. Er zieht den Schemel heran, hockt neben sie und streichelt ihr übers Haar. Sie blickt auf und ihm in die Augen: „Was ist mit dir, Mann? Fast mein ich, du habest getrunken. Du bist so sonderbar heiter.“ Er lächelt nur still für sich hin und schließt die Hände zueinander wie um ein inniges Geheimnis.

+ + +



Im Abendrot

von Gustav Kempf

ätt' ich doch Schwanes Schwingen nur!
Dort drüben, wo sich Wundergärten lockend dehnen
Im Abendschein,

Flög' jauchzend ich hinein,
Und stille wär' auf einmal all mein Sehnen.

Auf purpurglüher Sonnenspur
Fernüber tut am Himmel weit sich auf
Ein Rosentor.
Draus quillt in lohem Lauf
Zähflutend Feuergold hervor
Und tropft über Hügel und Wolkenränder,
Daß meiner schönsten Träume Länder
Ach, ferne leuchten.

Und wie die trunknen Augen sich im Schauen
Mir selig feuchten,
Einschwebt lautlosen Flugs hoch aus dem Blauen
Ein Engel mitten in die Pracht
Und schließt nach sich des Tores Flügel leise.

Und mit der fernen Flöte süßer Abendweise
Mild, milde schmilzt das Licht fernab in Nacht.

Bei der Artillerie in Feuerstellung an der Somme

Von Jakob Ebner

„Divisionspfarrer Ebner kam heute zu uns in Feuerstellung und spendete uns Beicht und Kommunion. Wir haben es ihm recht verdankt.“

So schreibt Albert Leo Schlageter in einem Briefe vom 26. November 1917 an seinen früheren Rektor M. Lang vom Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt St. Konradshaus in Konstanz.

Eben dieser Divisionspfarrer schildert im Nachfolgenden die von Schlageter erwähnten Seelsorgsbefuche nach seinen Tagebuch-Aufzeichnungen. (Der Herausgeber.)

Die Infanterie hat Ablösung aus dem Schützengraben und geht in Ruhe, die Artillerie kommt oft erst dann zurück, wenn die ganze Division herausgezogen wird. Deswegen ist vielfach die Artillerie das Schmerzenskind der Seelsorge im Felde. In Feuerstellung kann der Feldgeistliche nur die Leute einer Batterie zum Gottesdienst zusammenbringen. So muß er von Batterie zu Batterie wandern und seine Feldpfarrkinder in den Erdlöchern und den Unterständen bei den Geschützen aufsuchen. Diese Gottesdienste sind eigenartig eindrucksvoll und getragen von einer weihervollen Stimmung. Komm einmal mit, mein lieber Leser, zu einem solchen Artilleriegottesdienst.

Ich fahre in der Frühe des Morgens an einem nebeligen Novembertage mit drei Offizieren im Divisionsauto vor in die Feuerstellung der Artillerie. Wir sind im Feuerbereich. Ein Artillerist, Gefreiter Wilhelm Schmidt, Theologiestudierender aus Heidelberg, hat Befehl erhalten, mich abzuholen an einem bestimmten Platze. Wir stampfen hintereinander durch den Schmutz und umgehen die zahlreichen, mit gelbem Kalkwasser gefüllten Granattrichter. Der Fußweg biegt ein in eine Riesgrube. Hier war man beim Graben an der südlichen abschüssigen Wand auf natürliche Höhlen gestoßen. In diesem Unterschlupf haust der Abteilungsstab. Der Abteilungscommandeur hatte sich eine Nische in den Stein einhauen lassen und hier sein Feldbett aufgeschlagen. Ich wurde zum Commandeur geführt. Er liegt noch auf dem Strohsack. Ich habe mich leise anmelden lassen und der freundliche Offizier gibt mir kurz Weisung über den Standort der Batterien. Auf Wiedersehen! Bei der Batterie, die ich zuerst besuche, sind die Leute schon bereit. Es ist die 4. Batterie des Feldartillerieregiments 76. In einem Unterstand, etwa 10 Meter unter der Erde ist der Gottesdienstplatz vorgesehen. Ich steige die Stufen hinunter. Schmutziger kann mein Feldmantel nicht mehr werden, als er schon

geworden ist durch die Morgenwanderung. Ein kleines Tischchen ist in dem engen Raume an die Erdwand gelehnt. Friedrich Blink, Student der Theologie aus Epsenbach, hat das Tischchen mit einem Teppich bedeckt. Ein schwaches Öllämpchen in einem aus der Wand gehauenen Loch flackert ruhig und düster in der Kriegskatakomba, daß man kaum die Leute unterscheiden kann, die sich versammelt haben von dem Standort der Geschütze der Batterie. In diesem luftstehenden Raume essen die Leute, hier schlafen sie und spielen beim spärlichen Licht Karten, hier suchen sie Schutz vor dem Hagel der feindlichen Granaten. Hier ist es unmöglich, die hl. Messe zu lesen. Die Kanoniere stehen dicht gedrängt um mich herum. Nirgends mehr ein Plätzchen. Ich lege die violette Stola über meine Schultern und spreche zu meinen Feldpfarrkindern vom Heiland: „Der gütige, barmherzige Soldatenfreund ist zu euch gekommen in eurer Einsamkeit. Er hat die Liebe zu uns Sündern geschildert in der Parabel vom verlorenen Sohn und vom verlorenen Schäflein, er hat uns als bestes Ostergeschenk gegeben das Sakrament der Buße, das Sakrament des Ostertages. Dieser Heiland will euch reinigen, euch trösten und stärken in der heiligen Kommunion. Kommet mit bereitwilligem Herzen zu ihm, eurem besten Freund und Kameraden.“ Andächtig



tig beten die Leute mit mir das Reuegebet, das mit den Worten schließt: „D göttliche Majestät, tief gebeugt vor dir im Staube, bete ich dich an. Ich habe dich in meinem Leben oft und schwer beleidigt. Es reut mich von ganzem Herzen. Ich will mich bessern und die Strapazen des Krieges als Buße für meine Sünden tragen. O, Gott, sei mir armem Sünder gnädig.“ Die Beichte beginnt. Die Leute gehen tagwärts in die Deckgräben oder in andere Unterstände, bis jeder drankommt zum Beichten. Der Feldgeistliche und das Beichtkind sind nun allein unter der Erde beim fahlen Lichtschein, der plötzlich erlischt, wenn oben die Geschütze krachen. Dann wird's lebendig in dieser dunklen Stille; von den bebenden und zitternden Wänden rieseln kleines Gestein und Erdklümpchen. Wenn hier die Steine reden könnten, würden sie laut rufen: „Misericordias Domini in aeternum cantabo, die Barmherzigkeit Gottes will ich ewig preisen.“ Der Letzte hat gebichtet. Die andern kommen die steile Holzstreppe hinunter zur hl. Kommunion. Ich bete die Kommuniongebete vor. Jeder einzelne tritt dicht an mich heran, kniet nieder und empfängt den Leib des Herrn, vielleicht als Wegzehrung. Ich bete die Gebete nach der Kommunion und die Lauretanische Litanei. Ich teile Schriften aus und Rosenkränze. Ein „Viel Glück Kameraden, auf Wiedersehen“, ein kräftiges Dankeswort aus Soldatenmund und eilends gehts über das Gelände zu einer andern Batterie. Es ist die 6. Batterie 76, die sich den ehrenvollen Namen „Hosenbatterie“ beigelegt hat. Freundlich reicht mir der Batterieführer Ellmer, der Sonntags zuvor durch Fernspruch benachrichtigt worden war, die Hand und zeigt mir den Unterstand, wo die Katholiken zusammenkommen werden. Hier treffe ich einen lieben Landsmann, den wackeren Schwarzwälder Albert Leo Schlageter aus Schönau. Schon ist der Nebel geschwunden und die Herbstsonne wirft ihr mattes Licht über das Gelände. Die drei Geschütze der Batterie sind auf einem Weizenacker so eingebaut, daß man nichts merkt. Kein Flieger wird hier Geschütze finden, auch mit dem besten Photographenapparat nicht. Während ich unter der Erde Beicht höre, hört man einschlagende, plätschende Granaten, Krach auf Krach. Eine Nachbarbatterie wird von den Franzmännern gesucht und „vermöbelt“. Vor einigen Tagen hatte eine nahegehende Batterie, deren Unterstand von einem Geschöß schweren Kalibers getroffen und eingedrückt wurde, schwere Verluste an Toten und Verwundeten. Es ist schon gegen Mittag, als ich die unterirdische Kapelle verlasse. Der Artilleriekampf ist heftiger geworden. Die Franzmänner haben ihre Fesselballons hochgezogen. Ein Kanonier begleitete mich zu dem Platze, wo das Auto nach Verabredung zur Rückfahrt bereitstehen soll. Granaten und Schrapnells fahren ringsum im Kampfgebiet krachend und rauschend auseinander. Das Auto ist weg. In der Nähe steht eine Batterie, eingebaut an einer Straßen-

böschung. Unter der Straße führt eine Brücke, die den unteren und oberen Teil des Tales verbindet. Mit zwei Offizieren, die auch auf das Auto warten, springe ich zu dieser Batterie unter die Brücke, um hier Schutz zu suchen. Wir sind kaum unter dem Steingewölbe der Brücke, beginnt eine heftige Beschießung der Batterie. Die Franzosen können die Einschläge von den Ballons aus beobachten. Die gewölbte Brücke, unter deren Schutz wir aus den Vorräten des Batterieführers, Hauptmann Weigel, der hier seine Wohnung hat, unseren Hunger stillen, fängt plötzlich an zu wanken wie damals mein Pfarrhaus in Vietingen beim Erdbeben am 16. November 1911. Der Batterieführer ruft: „Jetzt ist es Zeit, alles raus.“ Wir springen durch einen Laufgraben, der von der Brücke in ein Erdloch bei den Geschützen führt. Wir hatten uns in diesem neuen Zufluchtsort kaum niedergesetzt, als eine zweite Granate auf die Brücke pfeift, und das ganze Gewölbe einschlug, wo wir vorher uns so sicher glaubten. Der Batterieführer, ein kaltblütiger Offizier, meinte: Da hält's blutige Köpfe gegeben! Hier mußten wir bleiben, wohl oder übel, bis die Franzosen um die Abenddämmerung ihre Fesselballone einzogen und ihre Kanonen schweigen ließen. Gegen 600 Schüsse fielen an jenem hellen Novembertag auf und um die Straße, an der jene Batterie lag. Es war schon dunkel, als wir in unser Quartier zurückkamen. So wurden in jenen Tagen 26 preussische, bayrische und sächsische Batterien in Feuerstellung besucht, vormittags und nachmittags, wie gerade die übrige Seelsorgsarbeit es ermöglichte. Die Stunden, die ich in diesen dumpfen Löchern bei den einsamsten Feldgrauen, den Artilleristen, zubrachte, gehören zu den erhebenssten meiner Priesterjahre. Einmal mußte ich die Arbeit abbrechen, weil ich zum Auto des Divisionsgenerals auf eine bestimmte Zeit bestellt war. Da sprang mir einer nach und bat mich: „Herr Pfarrer, kommen Sie bald wieder, es haben nicht alle beichten und kommunizieren können.“ Bald nach meinem Besuch bei einer bayrischen Batterie, fiel ein Mann. Ich konnte den Eltern schreiben, daß ihr Sohn vor einigen Tagen in Feuerstellung die hl. Sakramente empfangen habe. Bei einer Batterie aus Westfalen ging der Batterieführer, ein Oberförster, seinen Leuten mit gutem Beispiel voran. Er war der erste, der beichtete und zu den hl. Sakramenten hervortrat und niederkniete. Die Kirchenbesucher waren in diesem Erdloch, das auf einem ebenen Felde bei den Geschützen in den Boden gegraben war, so gedrängt, daß bei der hl. Kommunion nur noch Platz war für den Pfarrer und den Kommunizierenden. Der Batterieführer bedankte sich mit kräftigem Händedruck für die Gnade, die ihm und seinen Leuten zuteil geworden sei. Wirklich prächtige Männer dort diese Westfalen mit ihrem Oberförster an der Spitze! Bei einer anderen Batterie dieses Regiments sehen die Mannschaften daselbe gute Beispiel an einem Offizier, einem westfälischen



Der Feldgeistliche und das Beichtkind sind nun allein
unter der Erde . . .

Rechtsanwalt. Solche Soldaten gehen für ihre Offiziere durchs Feuer. Bei einer Batterie des Freiburger Feldartillerieregiments 76, die hinter den Häuserruinen der ganz zerschossenen Stadt Peronne aufgebaut war, konnte ich in einem Keller auch die hl. Messe lesen. In derselben Stadt hatte ein preussischer Landrat seine Batterie am Festungswall eingegraben. Er wies mir seinen Unterstand, wo er sein Bett und seine Wohnung hatte, als Versammlungsort für Beichte und Kommunion an. Die Leute standen dicht gedrängt. Bei diesen Batterien in jener Stellung gab es immer wieder Verwundete und Tote. Wenn man nach so vielen Besuchen, wobei man kreuz und quer über das offene Gelände laufen muß, heil heraus kommt, lernt man Gott dem Herrn Dank sagen. Als ich im Mai dieses Jahres in der Champagne in ähnlicher Weise die Artillerie in Feuerstellung besuchte, konnte bei den Geschützen auch gepredigt und die hl. Messe gelesen werden. An einem schönen Maimorgen war Gottesdienst angesetzt, das Altartuch ausgebreitet, das Kreuz und die Kerze und alles für den Gottesdienst zugerichtet. Als Predigt und hl. Messe, bei der deutsche Lieder gesungen wurden, beendigt waren, sagte ein junger Theologe aus Triberg im Schwarzwald, der erst frisch ins Feld gekommen war und noch keinen Feldgottesdienst gesehen hatte: „Aber das ist etwas Ergreifendes, so ein Feldgottesdienst da vorne.“

Heimweh

Von Friedr. Wilh. Weber

Ein Vöglein über die Heide zieht,
Tiefab in West die Sonne glüht.
„Du liebe Sonne sag mir gleich,
Wie weit ist es zum Himmelreich?“

Kalt weht der Wind durch Busch und Baum:
Wie war so schön der Frühlingstraum!
Behüt' dich Gott, du Wald und Feld,
Ich flieg in eine andre Welt.

Ich bin gereift so manchen Tag,
Daß ich nicht fürder reisen mag;
Mein Mut ist schwer, mein Flügel matt,
Der Jrr' und Wirre bin ich satt.

Die Sonn' hat ihren Lauf vollbracht,
Der Tag verglimmt, nun kommt die Nacht:
Wer gibt mir Trost und gut Geleit?
Zum Himmelreich, wie weit, wie weit!“

